

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 252

Posen, den 1. November 1929

3. Jahrg.



(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sie trat einen Schritt zurück und überlegte rasch. Dann schob sie ihm einen Stuhl zu und blieb abwartend stehen, bis er sich gesetzt hatte. Sie kullte ihn mit ihrer Stimme ein, wie ein Kind, das man in Schlaf bringen und vergessen machen will, daß ihm ein Leid widerfahren war.

Sie erzählte von dem Film, der ihre Tage beanspruche, von Hellas Sturz aus dem Fenster, der Entlobung des Bruders: „Lauter Dinge, die mich ganz in Anspruch nahmen, Herr Rakel. Es wäre mir beim besten Willen nicht möglich gewesen, zu Ihnen zu kommen. Sie müssen mich nicht so ungläubig ansehen, es ist schon so!“

Er sprach kein Wort. — Nur sie. — Langsam, tropfenweise flößte sie ihm die Erkenntnis ein, daß es eigentlich eine große Ungeschicklichkeit von ihm war, hierher zu kommen und ihr Vorwürfe zu machen, daß sie keine Zeit für ihn gefunden hatte.

Er hörte ganz ruhig zu. Sein Blick lag hilflos und doch feindselig auf ihr. Er hörte das Nein — die Abfuhr — was wollte er denn noch. Es hatte keine fünf Minuten gedauert, dann ging er wieder.

Eine Weile irrte er planlos durch die Straßen, trat in ein Restaurant und schüttete zwei Gläser schweren Portweines hinunter. Das Gefühl des Ekels an allem, was Leben, Weib und Dasein hieß, ließ sich nicht hinunterschwemmen.

Im Gegenteil, es verstärkte sich von Minute zu Minute. Schließlich wuchs es zum Dorngebüsch, das alles andere Denken in ihm ersticke. Er bezahlte, fuhr nach Hause und jagte sich eine Kugel zwischen die Rippen.

„Warum hat er's denn getan, Koko? Weil er glaubte, nur?“ Nana Koskoschny hing an Dimitris Hals und weinte zum Herzerbrechen.

Er wartete geduldig, bis sie ruhiger wurde. „Du hättest nicht von ihm gehen dürfen, Nana. Du hättest bleiben müssen. Es war ja vorzuziehen.“

„Warum hat er's denn getan, Koko? Weil er glaubte, ich liebe ihn nicht mehr?“

„Bielleicht.“

„Ach Gott!“ Das Mädchen sah ihn aus dicken, verschwollenen Augen an und schluckte trampfhaft an den Tränen, die sich nicht dämmen lassen wollten. „Was sagt der Arzt?“

„Er hofft, ihn retten zu können! — Aber er müsse gewissenhaft gepflegt werden.“

„Ich werde natürlich sofort zu ihm gehen. Ich bin doch auch damals bei ihm gewesen.“

Dimitri fuhr ihr gütig über die bekümmerten Wangen. „Du wirst ihn nichts fragen, Duschinka! Nicht wahr? — Er ist sehr schwach.“

„Nein, nein. Ich werde mir den Anschein geben als glaube ich, es sei ein Versehen von ihm gewesen.“

Dimitri ließ die Lider zur Hälfte herabsinken. War Rakel solcher Liebe wert? Wenn Nana ahnte, würde sie dann auch noch so bereitwillig zu ihm gehen, ihn zu pflegen?

Sie sprach kein Wort mehr zusammen, bis sie vor Rakels Bett standen. Er war vollständig bei Bewußtsein und wandte das Gesicht zur Seite, als Nana sich über ihn neigte.

„Vergib mir, daß ich dich allein gelassen habe. Hanno!“

Sie konnte nicht anders, fiel in die Knie und wühlte das Gesicht neben dem seinen in die Kissen.

Dimitri schlich sich hinaus. Ein Dritter war zuviel. Vielleicht wurde diese Kugel Rakels Glück. Ob Nana je die Wahrheit erfuhr?

Arme, kleine Nana. Wenn sie für ihre große, große Liebe das zweifelhafte Gegengeschenk der seinen erhielt.

Nana begann in erster Linie Ordnung im Atelier zu schaffen. Wie hatte er nur in diesem Durcheinander leben können! Auf einer Staffelei stand Marions Bild, aus dem Gedächtnis gemalt, zur Hälfte fertig. Nana stand lange davor, legte die Hand über die Augen und weinte lautlos. Alle Hüllen, die über Rakels Selbstmordversuch lagen, fielen herab und ließen die Ursache der Tragödie schleierlos erkennen: „Um dieser Frau willen hatte er zur Pistole gegriffen.“

Tage lang schwankte der Maler zwischen Sein und Nichtsein. Nana kam nicht einmal des nachts aus den Kleidern. Dimitri teilte sich mit ihr in die Wachen. Sie blieben immer zu zweien. Nie wieder ging das Mädchen nach seinem Zimmer hinüber, dort zu schlafen.

Als die erste Stunde klaren Bewußtseins für Rakel zurückkam, suchten seine Augen nach der Stelle, wo die Staffelei gestanden hatte. Sie war leer. Dimitri der an seinem Bette saß, bemerkte, wie die Hand des Freundes die Decke zerknüllte. Rakels früher so kraftstrotzender Körper war schmalschultrig geworden und das gesund gefärbte Gesicht fahl, nach dem Rinn hin zugespitzt. Aus den Augen sprach ein Blick, als müßte dieser Wände durchdringen.

„Ein solches Weib gehörte hinter Schloß und Riegel.“

„Wen meinst du Hanno?“

„Die Toney.“

„Hat sie dir? — —“

„Ach was. Nichts hat sie mir! — —“ Der Maler warf sich auf die Seite und drehte den Kopf gegen die Wand.

Dimitri wartete geduldig, bis er wieder sprach: „Ich bin eben der gleiche Narr gewesen wie du. Und sie kann nicht anders. Es ist ihr angeboren. Der Leidtragende ist immer der Mann, der ihr nahekommt. Sie erweckt Hoffnungen, Sehnsüchte, Wünsche, Begierden! Ihre Augen leuchten und locken! Man ist ihr verfallen, ohne daß man es eigentlich weiß. Man möchte fliehen und bleibt. Schwelgt in Träumen zukünftiger Genüsse und auf einmal ist es aus. — Carl — Zu Ende das Lied! — Und der schöne Schmetterling flattert weiter, einem anderen zu und läßt sich von diesem anbeten, bewundern, verehren und in die Arme nehmen.“

„Sprich nicht so viel,“ mahnte Dimitri. Ihm selber war so schwach, daß er glaubte, er müsse vom Stuhle fallen. Jedes Wort, das Rakel sprach, zerriß und zerfezte das Bild der geliebten Frau, wie ein Wahnsinniger, der sich an dem Heiligsten vergreift.

Eine Weile schwoegen die beiden Männer. Jeder ging seinen Gedanken nach.

„Wo ist Nana?“ fragte der Maler und suchte nach dem Zifferblatt der Uhr, die mit schwerem Pendelschlag zur fünften Stunde ausholte.

„Sie wird zu tun haben,“ Dimitri stand auf, ging an den Tisch hinüber und holte ein Buch.

Als er es aufschlug, legte Rakel die Hand darüber. „Laß es sein, Koko! Mich interessiert jetzt nichts, als das eine: Woher hat sie das Geld gehabt, von meiner letzten Krankheit her, Arzt und Apotheke zu bezahlen. Ich wollt's begleichen, aber es war schon erledigt.“

„Hast du sie nicht darum gefragt?“

„Nein.“

„Ich habe ihr mein Ehrenwort gegeben, daß ich nichts verate. Ich möchte es nicht brechen, Hanno.“ Dimitri wurde es ungemütlich und Rakel schien sich zu erregen. Der Doktor

aber hatte unbedingte Ruhe empfohlen. Ein Rückschlag konnte von unberechenbaren Folgen sein. Vielleicht machte er eine Umdeutung, dann war er möglicherweise zufrieden. „Sie hat Bilder verkauft.“

„Ihre Bilder?“

„Ja.“

„Natürlich — die meinen waren ja noch vollzählig. Wo hat sie denn dieselben losgeschlagen?“

„Gott! — Hanno — ich habe ihr doch mein Ehrenwort gegeben.“

Ragels beide Hände fuhren von der Decke hoch. „Dann behalt's für dich! —“ Er warf sich verärgert gegen die Wand und ließ keinen Ton mehr über die Lippen kommen.

Als Nana nach Hause kam, herrschte tiefes Dunkel im Atelier. „Koko“ rief sie angstvoll.

Vom Bette her kam Antwort. Sie machte Licht und sah Ragels gegen die Wand gekehrten Kopf. Vielleicht schlief er. Auf den Zehenspitzen kam sie näher und flüsterte Dimitri zu, daß er nun gehen möchte, sich ein bißchen hinzulegen: „Du bist so müde, Duschinka.“

Er erhob sich und hielt ihre Hände für eine Sekunde fest. „Hab Geduld mit ihm, Nana!“

An diesem Abend war der Maler unleidlich. Nanas schlanker, kindhafter Leib erbehte wiederholt in unterdrücktem Weinen. Sie war froh, daß er endlich eingeschlafen und sie mit sich allein war. Sie ging in den Verschlag neben dem Atelier, hielt das Licht in der Rechten hoch und beleuchtete das Bild Frau Marions.

Es war fast ganz fertig. Nur die Augen fehlten noch! — Ach, diese Augen! — Wie würde es ihr gelingen, deren Ausdruck so zu treffen, wie er in Wirklichkeit war. Stunden hatte sie schon darauf verschwendet, an den Straßenecken gestanden, hatte sich dicht bis an Marions Haus geschlichen und wenn diese dann herauskam, mit den Blicken verschlungen. Wenn sie aber dann zu Hause war, ließ ihr Gedächtnis sie jedesmal ganz schmächtig im Stiche.

Wohl waren es jetzt sehr schöne, sprechende Augen, die aus dem Bilde sahen. — Aber die Marion Tuney's waren es nicht.

Gedrückt ließ sie die Hand mit der Kerze sinken. Sie hatte Ragel damit überraschen wollen. Aber so ohne Augen oder gar mit diesen Augen, konnte sie das Bild nicht in die breite Öffentlichkeit bringen.

Im Traume gelang ihr dann, was sie bei Tage nicht fertig brachte. Sie malte, Marions Augen in Ton und Ausdruck so verblüffend ähnlich, daß sie in Jauchzen ausbrach. Von diesem Jauchzen erwachte sie.

Ragel war noch immer übellaunig. Das machte die Stimmung nicht besser. „Ihr müßt nicht immer bei mir sitzen,“ wehrte er, als Nana sagte, sie wollte Dimitri herüberholen, weil sie in der Stadt zu tun hätte: „Ueberhaupt fällt mir Nikolaus für die Dauer auf die Nerven.“

„Spricht er zuviel?“ forschte sie ängstlich.

„Sprechen?“ — er lachte verärgert, „daß du so etwas fragst. Ich kann das Alleinsein mit ihm einfach nicht mehr vertragen. Wenn er so an meinem Bette sitzt, ist er mir ein lebendiger Vorwurf.“

„Das will er aber sicher nicht,“ beschwichtigte das Mädchen.

„Wollen oder nicht wollen, es ist doch so.“

Nana wagte nicht, Dimitri zum Herüberkommen zu ersuchen. Am Abend kam sie dann in sein Zimmer: „Koko, ich hätte solch große Bitte an dich!“

Er war aufgestanden und hatte ihr einen Stuhl zugeschoben, sie legte nur die Hände auf die Lehne. Wenn es doch erst heraus wäre! Nun schien es ihr fast unglaublich, was sie von ihm verlangte.

Er glaubte ihr helfen zu müssen. „Brauchst du Geld, Nana?“

„Nein.“ Dann stürzten ihr die Worte nur so von den Lippen. Als sie geendet hatte, war er ganz bleich und farblos.

„Koko, wenn es dir so schwer fällt, dann verzichte ich darauf.“ Er blieb eine Weile ganz ruhig und sah an ihr vorüber nach Marions Bild, das auf seinem Schreibtisch stand. „Ich gebe dir morgen früh Bescheid, Nana. — Heute kann ich es dir noch nicht bestimmt versprechen.“

Als sie wieder im Atelier stand, bereute sie, ihn darum gebeten zu haben. Es ging ihm doch tiefer, als sie geglaubt hatte. Sie würde ihm morgen sagen, daß es nicht nötig wäre. Vielleicht gab es noch einen anderen Ausweg.

Andern Tages gegen elf Uhr früh klopfte er gegen ihre Türe. „Ich gehe jetzt, Nana! — Vielleicht läßt sich dein Wunsch erfüllen.“

Sie zögerte erst, dann riß sie seine Hand hoch und bedeckte sie mit Küssen. „Koko!“

Der Blick, mit welchem er sie ansah, verfolgte sie die an-

gen nächsten Stunden. Er hatte nichts Irdisches mehr gehabt. Gerade die Ruhe, hinter der er sich verschlangte, ließ erkennen, wie sehr er litt.

Marion Tuney war eben im Begriffe auszufahren, als ihr Nikolaus Dimitri gemeldet wurde. Einen Augenblick überlegte sie, ob sie ihn abweisen oder empfangen sollte. Dann entschloß sie sich zu letzterem. — Was konnte ihr schließlich passieren? — Nichts! — Seit ihrer letzten Begegnung im Filmpalast hatte sie ihn nicht mehr gesehen. Vielleicht war er vernünftig geworden, kam als Reuiger, als einer, der ihr zu Füßen fiel und gestand: „Ich habe erkannt, daß ich keinen zweiten Gott neben dir haben darf. Vergiß und vergib, daß ich dir eine Stunde abtrünnig war.“

Sie war sich nicht klar, was sie dann tun würde! — Vielleicht verzieh sie! Vielleicht auch nicht! — Es kam ganz darauf an, wie er sich gab. Sie war in einer weichen Stimmung. Er hatte die Zeit sehr gut gewählt.

Sie war ganz gelassen, als sie ihm drüben im Empfangszimmer entgegentrat.

„Was führt Sie zu mir, Nikolaus Dimitri?“

„Ich komme mit einer Bitte zu Ihnen, gnädige Frau.“

„Und diese wäre?“ Sie wies auf einen Stuhl.

Er nahm ohne Zögern Platz. Sie sah, wie schwer er in das gepreßte Leder glitt. Genau wie damals, dachte sie. Sie brachte es nicht fertig, jetzt hart mit ihm zu sein. Der Blick mit welchem sie ihn ansah, war gut und jeder Hoffnung raumbegend.

„Wollen Sie mir nun Ihren Wunsch bekanntgeben, Herr Dimitri?“

Ein Schweigen, von der Länge eines Atemzuges. Dann hatte er sich so weit gefaßt, ihrem Blick zu begegnen. „Ich komme, Sie zu bitten, Sie möchten einer Dame einige Sitzungen zu einem Bilde gewähren.“

„Einer Dame.“ Sie war enttäuscht. Nicht für sich also, erbat er etwas, sondern für eine andere. „Und wer ist diese Dame?“

„Nana Koskoschny.“

Das Blut schlug ihr in Flammen ins Gesicht. Unerhört war das! — Eine Dreistigkeit sondergleichen! Dem Mädchen, das seine Freundin war, sollte sie zu einem Bilde sitzen. „Sie haben sehr viel Mut, Nikolaus Dimitri!“

Er verstand nicht. Seine Augen verlangten eine Erklärung von ihr.

Sie gab ihm dieselbe, indem sie ihm mit ungezogen schriller Stimme das Wort „Frechheit“ ins Gesicht schrie.

Sein Körper erstarrte förmlich, dann schüttelte ihn ein Zittern, er rang mit seinen Nerven wie mit Ungeheuern. Die Hände ineinander gekrampft, daß sie wie gefesselt lagen, saß er stille. „Sonst erwürge ich sie,“ dachte er und fühlte, wie der Schweiß ihm über die Stirne tropfte. Sie sah alles, aber es berührte sie nicht.

Ihre Stimme klang wieder vor ihm auf, hell und spottend wie zuvor. „Das ist doch diese Nana Koskoschny, die ich einmal schlafend in Ihrem Bette gefunden habe! — Es stimmt doch, Nikolaus Dimitri?“

Er saß auf einmal nicht mehr in einem Stuhle. Unwillkürlich wich sie ein paar Schritte zurück, als er sich erhob. Sie empfand Furcht vor ihm. „Verteidigen Sie sich doch,“ stieß sie heraus. Ihre Stimme klang nicht mehr schreiend. Eine dumpfe, würgende Angst drückte ihr die Kehle zusammen. „Reden Sie doch!“

Eine schwache Färbung troch in seine Wangen. Er starrte noch immer. „Ich kann mich jetzt erinnern,“ sagte er schleppend.

„Es war also Nana Koskoschny?“

„Ja! — Es war Nana Koskoschny.“

„Sie schlief in Ihrem Zimmer?“

„Ja.“

„In Ihrem Bett!“

„In meinem Bett — —“

„Es wird wohl nicht dieses einzige Mal gewesen sein, wo ich zufällig hinauskam.“

„Nein. — Es war öfter.“

Wie er sie ansah. Sie verspürte eine eisige Kälte, die ihr bis über die Kopfhaut drang. Der Mensch war ja toll. Irrsinnig geworden. Sie würde nicht einmal schreien können, wenn er jetzt über sie herfiel. Ein Grauen saß ihr im Rücken und legte Schlingen um ihren Hals.

„Ich glaube, wir haben uns nichts mehr zu sagen, Herr Dimitri.“

„Nein.“

Mit ein paar Schritten ging er auf sie zu. Sie wich zurück und hob die Hände zur Abwehr. Da blieb er stehen.

(Fortsetzung folgt.)

„Meine Frau ist sehr gut; sie arbeitet mehr als mein Esel.“

Von Dr. Giesbert Walter.

Die türkische Frau von heute. — Dame und Bäuerin. — Sie eggen und pflügen, weben und singen; aber lesen und schreiben können sie nicht. — Verbesserung der Mädchenbildung.

„Es war einmal“ beginnen die Märchen aus tausend- und eine Nacht. „Es war einmal“ beginnt auch das Märchen von jener türkischen Frau, wie wir sie uns noch immer in unserer Phantasie vorstellen: verschleiert, geheimnisvoll, von Eunuchen bewacht. Dieses romantische und zugleich schwüle Bild der türkischen Haremsfrau gibt es in unserer nützlichsten und ernstesten Zeit nicht mehr. Auch schon früher konnte sich nur eine ganz dünne Oberschicht reicher Paschas und Prinzen den Luxus eines Harems leisten. Heute, in der modernen Türkei des Präsidenten Mustapha Kemal, ist die Vielehe gesetzlich verboten. Aber auch schon früher war bei der Masse der Bevölkerung die Einzelehe die Regel, sehr zum Wohle des gesamten Staatslebens, das ja auf der Familie beruht.

Da die Türkei zu den Staaten gehört, in denen der wohlhabende Mittel- und Bauernstand fehlt, der bei uns bis zum November 1918 den Kern des deutschen Volkes bildete, die Türkei ferner ein reiner Agrarstaat ist, so muß man zwischen den sehr wenigen „mondänen“ Frauen der — einzigen — Großstadt Stambul und der Masse der Frauen auf dem Lande unterscheiden. Die ersteren, reich und luxuriös, weichen heute in der Kleidung von ihren westeuropäischen Schwestern wohl nur noch dadurch ab, daß sie statt des Hutes meist ein leichtes, schwarzseidenes Kopftuch tragen. Vielfach sind es Damen von feiner Bildung, die über alle Tagesfragen unterrichtet sind. Zum großen Teil haben sie als Kinder die anerkannt gute deutsche Schule in Stambul besucht. Seit einigen Jahren gibt es sogar eine besondere Frauenpartei, die besonders auf soziale Gleichstellung mit dem Manne hinarbeitet. Auch eine bekannte Schriftstellerin gibt es, Frau Halide Edib, die am Feldzuge gegen die Griechen teilnahm und sogar eine Kriegsauszeichnung erhielt. Im schroffsten Gegensatz zu der Haremsfrau von einst nehmen diese Kreise jetzt am Volks- und Staatsleben lebhaften Anteil und suchen sich die praktische Lebenserfahrung, die ihnen bisher so völlig fehlte, auf jede Art zu verschaffen.

Viel wichtiger aber als diese wenigen Damen der türkischen obersten Gesellschaftskreise ist die türkische Bauersfrau, die Mutter jener berühmten anatolischen Soldaten, die, schlecht ernährt und noch schlechter bewaffnet, auf Gallipoli — allerdings unter deutscher Führung — dem bestausgerüsteten und zahlenmäßig weit überlegenen Heere der Engländer und Franzosen siegreich standhielten. Diese türkische Bauersfrau stand von jeher im praktischen Leben, und niemals verklärte der leiseste Schimmer von Märchenpoesie ihren harten, arbeitsreichen Lebenslauf. Von jeher hatte sie in ihrem kleinen Wirkungskreis die Hauptlast aller Arbeit zu tragen. Das höchste Lob, das der Bauer, dem in seinem ruhigen Stolz etwas Paschamäßiges anhaftet, seiner Frau zollen konnte, war: „Meine Frau ist sehr gut; sie arbeitet mehr als mein Esel.“ Und ungerührt setzt sich der stolze Hausherr in den kühlen Schatten, die Pfäule im Munde, und läßt seine Frau in glühender Sonnenhitze die schwere Feldarbeit besorgen. Höchstens geruht er, begleitet von seinen Söhnen, im Dorf die notwendigen Besorgungen zu machen, wobei er auch nicht versäumt, in dem — sehr bescheidenen — Kaffeehaus einzutreten. Die Frau und die Töchter aber pflügen und eggen, jäten und haden mit ihren armseligen Geräten, die noch genau die gleichen sind, wie wir sie aus der Bibel her kennen. Dann sieht man die ganze Familie — diesem Vergnügen sind auch die Jungens nicht abhold — auf einer Schleiße sitzen, deren Rufen mit Messern versehen sind, und immer im Kreise durch das hoch aufgehäuete Getreide fahren, um es auf diese Weise zu dreschen. Zum gleichen Zweck sah ich in der fruchtbaren, pferdereichen Mäanderebene die Frauen ganze Pferdeherden mit der Kreise durch das aufgeschüttete Getreide treiben. Wenn dieses dann auf solche primitive Art gedroschen war, nahmen die Frauen und Mädchen Holzschaufeln und warfen genau so, wie es zu Christi Zeiten geschah, das Korn gegen den Wind, um die Spreu von dem Weizen zu trennen!

Auch die Nebengewerbe und die Hausindustrie, wie namentlich das Weben der Teppiche, besorgen die Frauen. Die Anregung zu den Mustern bilden die blumenübersäten Weiden des kurzen, schönen Frühlings. Oft singen die

Im Kriege vollends versehen die Türcinnen die Arbeiten der Männer mit derselben Pflichttreue wie unsere deutschen Frauen. Als dann im Freiheitskampfe gegen die Griechen auch der letzte Mann an der Front gebraucht wurde, da

führten die anatolischen Bauersfrauen die Ochsen- und Büffelkarren der Munitions- und Verpflegungskolonnen an die Front. An schwere Arbeit gewöhnt, abgehärtet gegen Hitze und Frost, tüchtig und schaffensfreudig, das ist die türkische Bauersfrau. Ihr einziger Mangel ist, daß sie unwissend ist in allem, was nicht zu ihrem kleinen Wirkungskreis gehört, und daß sie nicht lesen und schreiben kann. Infolgedessen kann sie auch ihren Kindern in dieser Beziehung gar nichts bieten, und zwar leiden die Mädchen besonders darunter, da sich um deren Erziehung der Vater fast gar nicht kümmert. Der tatkräftige Präsident Mustapha Kemal hat den Nachteil, der daraus für das gesamte türkische Volk erwächst, erkannt und sorgt nach Kräften für eine bessere Schulbildung auf dem Lande, so daß in absehbarer Zeit die türkische Frau ein vollwertiges Mitglied des Volks- und Staatslebens werden wird.

Zum Schluß noch die interessante Frage: sind die türkischen Frauen wirklich so schön, wie man sie in 1001 Nacht gelesen hat? Ja, in der Tat, es gibt wunderschöne türkische Frauen, denn nicht umsonst haben jahrhundertlang die türkischen Eroberer die schönsten Mädchen aller Länder geraubt. Ramentlich ihre großen schwarzen Glutaugen und ihre herrlichen Zähne vergißt man nicht so leicht. Schade nur, daß sie viel schneller verblühen als unsere deutschen Frauen und daß sie, ohne Gelegenheit zu Sport und Leibesübungen, schon vorzeitig fast alle — milde gesagt — „vollschlank“ werden.

Ein neuer Triumph der Himmelsphotographie.

Wenn man früher unter ungleich größeren Schwierigkeiten als heute oft weite Expeditionen unternahm, um an irgendeinem Fleck der Erde die keineswegs häufige totale Verfinsternis der Sonne durch den Mond zu beobachten, so geschah das mit in erster Linie zum Studium der großen, oft mehrere Erddurchmesser hoch lodernnden Wasserstoffflammen am Sonnenrande, der sogenannten Protuberanzen. Will man diese heute sehen und fotografieren — die Photographie ist ja auch in der Himmelsforschung längst unentbehrlich geworden —, so braucht man damit nicht zu warten, bis wieder einmal das große Flammenmeer der Sonne rings über die dunkle Mondscheibe hinaus sichtbar wird, sondern durch ein optisches Hilfsmittel am Fernrohr, Spektroskop genannt, gelingt das überall und jeden Tag, wenn eben die Sonne scheint.

Wegen der Protuberanzen macht man nun aber die weiten Reisen zu Sonnenfinsternisbeobachtungen von jeher nicht allein, und schleppt viele Zentnerlasten von oft mehr als 20 Meter langen Fernrohren und sonstigen Instrumenten mit, sondern das Interesse der Wissenschaft gilt nicht in letzter Linie auch heute und künftig der die vom Mond verbunkelte Sonnenscheibe in matten Silberschein umgebenden Korona. Von diesem für uns noch recht geheimnisvollen Gebilde will man vor allem möglichst viele und gut gelungene photographische Aufnahmen erhalten.

Es ist verständlich, daß man sich schon jahrzehntlang müht, um Photographien der Sonnenkorona auch dann zu erhalten, wenn sie aus der Lichtflut des Himmels in der Umgebung der Sonne nicht für das Auge erkennbar hervortritt. Das scheint aber ein unmögliches Kunststück zu sein, wie mindestens jeder Photographierende wohl annehmen wird. Dennoch ist es gelungen!

Da die Korona für gewöhnliche Farben gerade genau so hell ist wie der Himmel um die Sonne herum, so ging man daran, die von der Korona in hohem Grade ausgehenden ultravioletten Strahlen auf der photographischen Platte wirksam zu machen. Das sind die Strahlen, welche noch viel weniger erforscht sind als die ebenfalls für das Auge unsichtbaren ultravioletten Strahlen. Während letztere schon auf den verschiedensten Anwendungsgebieten Nützliches und Gegenreiches leisten, hat man vielleicht im Bereich der ultravioletten Strahlen die berühmtesten „Todesstrahlen“, nach denen manche Militärstaaten unentwegt auf der Suche sind.

Die ultravioletten Strahlen wirken aber noch weniger als rotes Licht auf die photographische Platte ein. Es ist nun aber gelungen, photographische Platten mit Hilfe eines neuen Farbstoffes auch für die unsichtbaren ultravioletten Strahlen empfindlich zu machen. Damit und mittels eines Rotfilters sind Aufnahmen gemacht worden, welche die volle Sonnen-

Wona auf tiefeschwarzem Grunde zeigen, also Ausnahmen, die sonst nur bei einer totalen Sonnenfinsternis zu erzielen sind.

Es soll nicht schon gesagt werden, daß künftig der Hauptgrund zur Entsendung von Sonnenfinsternisexpeditionen wegfallen könnte; denn das neue Verfahren bedarf noch mancher Prüfung und Ausbildung. Den Erfinder hat das Hantieren mit den außerordentlich giftigen Stoffen zur Plattenbehandlung nicht nur viel Geld, sondern auch die Gesundheit gekostet. Es ist ein deutscher Astronom, dem wir diesen Triumph der Wissenschaft und photographischen Technik verdanken.

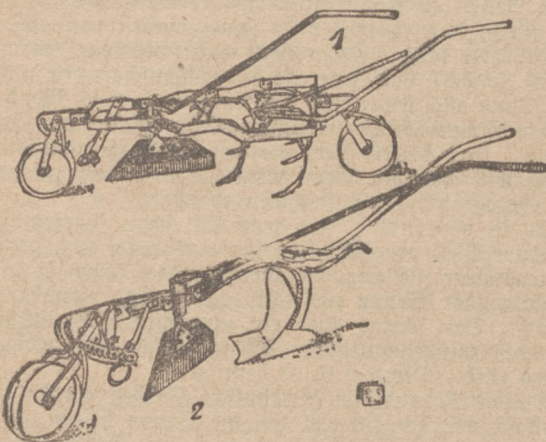
Feld und Garten.

Schrägzuggeräte für Obstplantagen.

Das Graben der Baumstreifen in Buschobst- und Hochstammquartieren, die mit den Gespanngeräten nur ungenügend oder gar nicht bearbeitet werden können, verursachen den Obstplantagenbesitzern viel Unkosten, weil zur Unkrautbekämpfung auf diesen Streifen Handarbeit geleistet werden muß. Während der Sommermonate ist es nur in den seltensten Fällen möglich, diese Streifen unkrautfrei zu halten. Es setzt deshalb eine Generalreinigung in den Herbst- und Wintermonaten ein. Wenn aber die Unkrautbekämpfung auf Baumstreifen vernachlässigt wird, werden häufig die ganzen Unterkulturen, die in den Obstplantagen betrieben werden, verunkrautet, so daß die Erträge zweifelhaft sind.



Um nun den Betriebsinhabern die großen Ausgaben für Handarbeit zu ersparen, sind seitens des Reichsverbandes des deutschen Gartenbaues Schrägzuggeräte geprüft worden, die es möglich machen, mit einem Pferd bis dicht an die Baumstämme heran pflügen zu können, ohne daß die Bäume verletzt werden (vgl. das eine Bild, welches das Arbeiten mit dem Schrägzuggerät in einer Obstplantage zeigt). Es handelt sich um einen Schrägzugkultivator und um einen



Schrägzugpflug (Fig. 1 bzw. Fig. 2 in der anderen Abbildung), die durch Anbringung eines Lenkscharfes den Pflug wie auch den Kultivator lenkbar machen. Pflug und Kultivator können, wenn sie nur zur Bearbeitung der Baumstreifen verwendet werden, wie ein normaler Pflug benutzt werden. Der Vorteil besteht darin, Handarbeit in Obstplantagen bis auf ein Minimum herabzudrücken und doch eine einwandfreie Unkrautbekämpfung auf den Baumstreifen durchzuführen. Durch eine besondere Anspannvorrichtung ist es möglich gemacht worden, das Zugtier drei bis vier Meter neben dem Gerät laufen zu lassen, so daß es mit niedrighängenden Ästen oder mit den Ästen von Buschbäumen nicht in Berührung kommt.

Gartenbauinspektor Demmig, Berlin.

Konservativ oder fortschrittlich?

oder

Wie kleide ich mein Dienstmädchen?

Zu den ständigen Sorgen: „Was ziehe ich heute an? Was setze ich meinen Gästen vor? Wie schmücke ich meinen Tisch?“ ist eine neue dringliche Frage getreten: „Wie kleide ich mein Dienstmädchen?“ Man muß wissen, daß in Amerika sich nur wirklich reiche Leute ein Dienstmädchen halten, das dem Besucher die Tür öffnet, bei Tisch die Speisen reicht und auf jedes Klingelzeichen sofort zur Stelle ist, ein nützliches und stets bereites Hausgerät. Auch das Hausgerät muß „Stil“ haben — und die reiche Amerikanerin ist nun vor die schwere Wahl gestellt, welchen Stil sie ihrem Hauspersonal verleihen will. Soll sie nach Art der mehr konservativen Familien ihre Dienstmädchen in Schwarz kleiden? Dann heißt es wählen zwischen glatt gearbeiteten Kleidern aus Seidenmohair, Satin, Taffet oder endlich aus Crêpe de Chine. Ist das Mädchen rundlich, so muß die weiße Zierschürze, vielmehr dies handgroße Fragment eines Zierschürzens, von spitzer Form sein; hat dagegen der dienstbare Geist die moderne Linie, so muß er eine abgerundete Schürze tragen. Diese Schürzen brauchen nun nicht durchaus weiß zu sein; im Gegenteil, purpurfarbene Seide hebt sich vorteilhaft vom schwarzen Hintergrund des Kleides ab!

Komplizierter ist diese Kleiderfrage, wenn man zu den fortschrittlicheren Häusern zählen möchte. Hier wird das „Stilleid“, allerdings ein sehr, sehr kurzes Stilleid, bevorzugt, und zwar in verschiedenen Farben, je nach der Dekoration des Speisezimmers — weinrot, gelb, grün. Dazu fleischfarbene Seidenstrümpfe und schwarzseidene Schuhe. Die Schürzen müssen aus echten Spitzen sein, die Spitzen, ebenfalls aus Valenciennespitzen, sollen lang herabhängende Bänder haben. Allerdings ist es ein böser Vorstoß gegen die feine Sitte, wenn man auch das „Mädchen vom persönlichen Dienst“ ein Häubchen tragen läßt; dem Kindermädchen dagegen kann man einen entzückenden Schleier anempfehlen, denn dieser wird ihr eine interessante Ähnlichkeit mit einer Nonne verleihen.

Aus aller Welt.

Warnung für Vielredner. Der Amerikaner verfügt gelegentlich über einen prächtigen, grotesken Humor. Auch wenn es auf seine eigenen Kosten geht. Es wird in keinem Lande so viel über Politik und öffentliche Angelegenheiten geredet, wie in Amerika. Nicht nur im Kongreß und in den Parlamenten der einzelnen Staaten, sondern auch in den Gemeindeversammlungen der einzelnen Städte. Und da ist, um die Redeflut seiner Gemeinderatsmitglieder einzudämmen, der Bürgermeister einer Stadt in Minnesota auf eine originelle Idee gekommen. Er hat an einer Wand des Rathauses eine Tafel anbringen lassen, auf der es in Riesenlettern heißt: „Dieses Land zählt 120 000 121 Einwohner. Nur diese letzten 121 können eine richtige Rede halten. Einer von ihnen wohnt in dieser Stadt.“

Wein erhält jung. Die französischen Weinhändler anstalten demnächst im Herzen von Médoc ein großes Fest. Alle Pariser Blätter sind eingeladen. In erster Linie aber alle Pariser Vertreter amerikanischer Zeitungen. Es geht den französischen Weinbauern nicht zum besten. Der Absatz hat nachgelassen. Früher war Amerika einer der besten Kunden. Das ist jetzt, wo Amerika trockengelegt ist, anders geworden. Und nun möchte man den Amerikanern beweisen, daß ein Gläschen Wein durchaus nicht schädlich ist, sondern im Gegenteil das Leben verlängert. Man will den Journalisten als Beweis dafür dreizehn Paare vorführen, die bereits ihre goldene Hochzeit hinter sich haben, und ein Paar, das sogar auf eine diamantene Hochzeit zurückblicken kann.

fröhliche Ecke.

„Georg, du küßt so gut! Bin ich die erste, die du küßt?“
„Selbsterständlich. Ich habe es aus einem Radio-Vortrag gelernt, den ich neulich hörte.“
(Texas Ranger.)

„Bati, wenn die Leute nun immer höher fliegen, werden sie bis in den Himmel kommen?“

„Nicht, wenn sie hochfliegen, mein Kind, sondern, wenn sie runter kommen.“
(Pittsburgh Christian Advocate.)

Sprach der Pfarrer zu den Räubern, die ihn vergeblich nach Geld durchsuchten: „Ah, meine Herren, sicher würde ich etwas haben, um es Ihnen zu geben, wenn ich ein paar so energische Burschen wie euch, hätte, die Sonntags mit dem Klingelbeutel herumäßen.“
(Christian Register.)